

Hans Steidle

13 Jahrhunderte preisen Würzburg

„Geliebte Stadt am Main“

Vor 1300 Jahren, am 1. Mai 704, wurde Würzburg erstmals namentlich in einer Schenkungsurkunde des ostfränkischen Herzogs Hetan für das Kloster Echternach genannt. Man könnte dieses Dokument als Taufurkunde bezeichnen, wenn es so etwas für Städte gäbe. Ein Gründungsakt liegt nicht vor, denn die Siedlung in der Talbucht des Mains bestand schon viele Jahrhunderte unterhalb des schützenden und namensgebenden Würzburg, der heute die Festung trägt. 13 Jahrhunderte kennen die Menschen die Siedlung und Stadt in dieser Talbucht als Würzburg, es hat sich über lange Generationen, Höhepunkte und Tiefpunkte, vor allem durch den kontinuierlichen Alltag der hier lebenden Menschen eine Stadt mit Identität entwickelt, einer in sich widersprüchlichen und nicht immer eindeutigen Identität. Auf der Suche nach Urteilungen und Meinungen ist mir die große Mehrzahl der positiven, ja begeisterten Stimmen aufgefallen, die man mit dem von Bruno Rottenbachs 1977 veröffentlichtem Band „Geliebte Stadt am Main – Acht Jahrhunderte preisen Würzburg“ nennen könnte, mit der Abwandlung „13 Jahrhunderte preisen Würzburg“.

Allerdings sind es nicht die Jahrhunderte, die da preisen, sondern Menschen, die in dieser Stadt lebten oder sie besuchten und ihre Eindrücke aufschrieben. Aber nicht nur geliebt wurde die Stadt, es gibt auch kritische Stimmen, die nicht nur die Provinzialität Würzburgs und seiner Bewohner ansprechen. Auch sie gehören zum Gesamtbild einer Stadt, die eine so reiche und vielschichtige Geschichte aufweist wie Würzburg. Von diesem Gesamtbild und der Identität der Stadt mein Bild zu zeichnen, das zum Nachdenken, Hinsehen und Lesen anregt, ist Anliegen vom folgenden Essay

„Ein irdisches Paradies“

Bereits der erste Schriftsteller, den Bruno Rottenbach zu Wort kommen ließ, muss sich in Würzburg sehr wohl gefühlt haben. „Diese weinreichen, so fruchtbaren, so schönen Landstriche, die allenthalben berühmt sind, umfassen das liebliche Würzburg gleich einer Rose im tiefgrünen Laube. Glückliches Herbiopolis, treffliches Volk, getreues Land, offenbar hast Du diese himmlischen Gaben verdient, Du enthälst ja nur allen erdenklichen Segen, den Du begehrt.“ (Rottenbach, 13)

Sicherlich ein überschwänglicher Lobpreis, der stark von rhetorischer Tradition bestimmt ist. Dennoch handelt es sich um ein Stück Poesie und Literatur, da neben dem konventionellen Charakter durchaus individuelle Züge vorliegen: der Weinbau stellte den wirtschaftlichen Haupterwerb der Würzburger bis ins 19. Jahrhundert dar und prägte auch das literarische Image der Stadt. Von der lieblichen fränkischen Landschaft schwärmen viele Poeten bis ins 20. Jahrhundert, vor allem Leonhard Frank, der Dichter des Alten Mainviertels und Jehuda Amichai, der Poet Israels, der in Würzburg seine Kindheit verbrachte und dem sich das alte Würzburg, aber auch das des Wiederaufbaus tief ins Gedächtnis einprägte. Realitätsorientiert, die lokale Topographie abbildend, schreibt Gottfried weiter: „Dicht mit Häusern bestanden, wird es von dem mittendurch strömenden Flusse bespült und eine sich darüber schwingende feste Brücke verbindet die beiden Ufer.“ (Rottenbach, 13) Daran kann man im Jahre 1190 untrüglich Würzburg erkennen, denn nur wenige Städte zählten eine steinerne Brücke mit gemauerten Bögen zu ihren besonderen Merkmalen. In der Wertung der damaligen Reisenden war die Mainbrücke bemerkenswerter als der Dom. Schließlich die metaphorische Vergleichsebene, die die Aussage

schwebend, bildhaft und eigenständig machte: Würzburg wird mit der Rose, die umgebende Landschaft mit dem tief grünen Laub verglichen. Doch noch weiter geht das Lob: „...*Trefflich ist diese Lage, wunderschön erschienen sie mir, und ins Tal eingeschnitten liegt die Stadt da wie ein irdisches Paradies.*“ (ibd.)

Paradiessehnsüchte werden bei Gottfried von Viterbo wach, Würzburg zur idealen Stadt stilisiert. Zurecht, denn alte Stadtsichten lassen die geborgene Lage der Stadt im Talkessel erkennen, ja noch heute sind Steinberg, Nikolausberg und Marienberg von einer durchgängigen Bebauung frei geblieben und man spürt die angesprochene Geborgenheit. Die Talbucht, der Festungsberg und der Fluss Main mit seiner Furt haben die frühe Stadtentwicklung überhaupt erst ermöglicht. Seit ungefähr 2500 Jahren hat der Main sein heute kanalisiertes Bett, lässt eine siedlungsfreundliche Talandschaft frei, die inzwischen völlig überbaut ist. An der Furt trafen die Menschen zusammen, hier kreuzten sich die Fernwege und deswegen entstand hier der erste zivile Großbau Würzburgs, die alte Mainbrücke, für mich immer noch der malerische und stimmungsmäßige Mittelpunkt der Stadt. Der Blick schweift zur Festung auf dem Marienberg, der mit Erdbefestigungen seit undenklichen Zeiten der Bevölkerung Schutz bot, bis die Fürstbischöfe oberhalb der Stadt ihre Zwingburg als Zeichen ihrer Herrschaft errichteten. Heute sind die Würzburger mit dem gewaltigen Bergschloss und seinen Bastionen mehr als versöhnt.

Die „ideale Stadt“, das ist ein Traum der Menschen, seitdem es Städte gibt. Im Mittelalter bestand in diesem Bezug die Vision des „himmlischen Jerusalem“, das eine achteckige Gestalt aufwies. Bereits im 11. Jahrhundert finden wir die Orientierung der Stadtgestaltung an den Vorstellungen der idealen Stadt: um den Kern von Dom und Neumünster herum entwickelt sich die Stadt, umgürtet von einer fünfeckigen Mauern, umgeben von einem Kranz von geistlichen Institutionen, dem St. Stephanskloster, Stift Haug, der Marienkirche auf dem Berg und dem Burkarduskloster. Es ist eine geistliche Idee, die dieses

Bild leitet, von der Verehrung Gottes und der Heiligen in der Kathedrale, auf die als Mittelachse der Stadt eine Prozessionsstraße zuläuft, die heutige Domstraße. Man verbindet diese 1000jährige städtebauliche Struktur, die noch heute die Altstadt prägt, mit Bischof Heinrich I.

Der erste prominente Neubürger Würzburger war ein Ire, den Ende des 7. Jahrhunderts die Schönheit Würzburgs und die edlen Menschen hier zum Verbleib veranlassten: „*Als der heilige Mann den Ort in seiner wunderbaren, reizenden Lage, und die in ihrem Aussehen sehr schöne Menge von Menschen von edler Art sah, die aber vom alten Feind (gemeint der Teufel, das Heidentum) besessen war, überkam ihn unaussprechliches Mitleid mit ihrer Blindheit, und er ging mit den Seinen zu Rat: ‚Brüder‘, sprach er, ‚ihr seht den herrlichen Ort und seht die uns gefallenden Menschen, mögen sie auch im Irrtum befallen sein.‘*“ (Passio minor, 18). Kilians Liebe zu Würzburg und den Würzburgern, die ihn nach der Meinung des frommen Mönches des 8. Jahrhunderts zum Bleiben und Missionieren veranlassten, wurde ihm von Gailana schlecht gedankt. Immerhin verlangte Kilian von ihr und ihrem Manne, Herzog Gözbert, die Scheidung, aber die liebende Frau ließ Kilian ermorden. Auch in einem irdischen Paradies kommt es leider zu mörderischen Zwischenfällen.

„Das Würzburger Licht – aus Jubel geboren“?

Die Lage gibt der Stadt ihr besonderes Flair, das noch stimmungsvoller wird, wenn sich die Dämmerung über die Stadt senkt und die Sonne ihre letzten Strahlen über Festung und Stadt sendet. Dieser Anblick veranlasste den antikatholischen, spottlustigen Würzburgskeptiker Heinrich von Kleist zu folgenden Worten:

„*Die Höhe senkt sich allmählich herab, und in der Tiefe liegt die Stadt. Von beiden Seiten hinter ihr ziehen im Halbkreis Bergketten sich heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein paar alte Freunde nach einer lange verflors-*

senen Beleidigung – aber der Main tritt zwischen sie, wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst hinüber zu schreiten, und folgen beide langsam dem scheidenden Strome, wehmütige Blicke über die Scheidewand wechselnd – In der Tiefe, sagte ich, liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphitheaters. Die Terrassen der umschließenden Berge dienten statt der Logen, Wesen aller Art blickten als Zuschauer voll Freude herab und sangen und sprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab, und versteckte sich hinter die Erde.“ (zit. Janson, 27 f.)

Der Dichter entwirft ein gewaltiges, kosmisches Bild, vergleicht den Sonnenuntergang über Würzburg mit einer grandiosen Theaterinszenierung. Für den Würzburger Dichter Max Dauthendey bot die Stadt am Main nicht nur diese einmalige Lage, die eine besondere Stadtlandschaft entstehen lässt, sondern als besonderes Fluidum das Licht, ein typisches Charakteristikum wie für Berlin die Luft. So schrieb er in einem Erinnerungsbuch *Vom Geiste meines Vaters* (1911):

Und ich sagte mir später oftmals: in keiner anderen Stadt konnten die X-Strahlen entdeckt werden. Nur hier kommt geheimes Licht den Menschen so nah wie selten wieder auf einem Punkt der Erde. Das Würzburger Licht, das an den sonnigen Tagen wie eine blaue Elektrizität rund um die Stadt in den Himmel scheint, kommt mir fast immer vor wie aus einem Jubel geboren. Ist es die Stellung der Hügel, die am Mainufer nach Süden gerichtet stehen? Oder ist es der lange flüssige Spiegel des Maines selbst, der das Tal aufhellt, so daß es scheint, als flösse zwischen den Hügeln ein weißes Feuer, das, mit der Sonne vereint, die Weinbeeren an den Geländen kocht. (zit. Janson, 96)

So jubelnd die Landschaft und das Licht sein mögen, beide wirken drückend an den grauen Regentagen der kälteren Jahreszeit. Von einem ordentlichen Winter mag man nur mit Einschränkungen sprechen, und es ist auch gut so, bei den durchschnittlichen Verkehrsproblemen der Stadt an einem Schnee-

tag. Damit sind wir schon bei der Beschränktheit der hier lebenden Menschen, und nicht nur bei der anerkannten Lautungsschwäche, ausgedrückt in der jahrhundertalten Schülerfrage: „Schreibt mer des mit hardm oder weichm d?“ Aber bitte keine stereotype Abwertung der fränkischen Mundart, die inzwischen durch die mitunter haarsträubenden Rasonnements des Würzburger Kleinbürgers Erwin Pelzig, erdacht und ersonnen von Franz Markus Barwasser, nicht nur kabarettistisches, sondern fast schon philosophisches Medium geworden ist.

Kirchturmperspektive

Kirchturmperspektive gilt ja in der Regel als besondere Form der Lokalborniertheit, so ähnlich wie Kirchturmpolitik, die wir in allen Schattierungen auch aus der Würzburger Kommunalpolitik kennen. Ich behaupte, dass man in Würzburg auf jeden Fall eine Kirchturmperspektive einnehmen muss, besonders angesichts der schönen romanischen Kirchtürme von Dom und Neumünster, St. Burkhard, der Deutschhaus- und der Schottenkirche. Und vergessen wir nicht die plastische Majestät des Turms der Neubaukirche und die der Doppelturmfassade von Stift Haug mit der schweren und doch steigenden Kuppel, wer möchte angesichts der Kirchtürme nicht den besonderen Reiz, aber auch den besonderen Charakter der Stadt erkennen. Noch immer sind es die Kirchtürme der Altstadt, die das Stadtbild beherrschen, blickt man von der Festung oder vom Käppele auf die Stadt.

Das Ganze hat ein echt katholisches Ansehen. Neun und dreißig Türme zeigen an, daß hier ein Bischof wohnt, wie ehemals die ägyptischen Pyramiden, daß hier ein König begraben sei. (zit. Janson, 16)

Dieser Beobachtung Kleists ist nur zuzustimmen, denn Würzburg ist eine Bischofsstadt und fast alles, worauf sich Würzburg in seiner kulturellen und historischen Identität bezieht, steht mit dieser Tatsache in einem engen Zusammenhang. Seine Entwicklung zur Stadt verdankte die Siedlung kurz vor 750 nicht nur der Entscheidung des Bonifatius, hier einen Bischofssitz zu begründen, son-

dern auch der Entscheidung, den Dom auf der siedlungsgünstigen rechten Mainseite zu errichten. Dies mag der energische Angelsachse Burkhard gewesen sein, der erste Bischof Würzburgs, der Kilian und seine Gefährten zu den Bistumsheiligen erhob und für seine Kirche reiches Königsgut erhielt, so dass die Neugründung florierte. Um den Dom entstand die Stadt und der Dom bildet heute noch das Herz der Stadt: seit 1200 Jahren baut fast jede Generation an diesem Gotteshaus und man sieht es dem heutigen Bau auch im Stilmischmasch an. Auf Bischof Heinrich I führt man, wie schon erwähnt die älteste fünfeckige Stadtmauer, die Gründung von Stift Haug und dem Stift, späteren Benediktinerkloster St. Stefan, aber auch den Bau der Rundkirche in der Festung, damit die älteste Stufe der Stadtgestaltung zurück.

Dass auch das Rathaus vermutlich ursprünglich ein bischöfliches Amtsgebäude war, bevor es die Städter 1317 kauften, als das Domkapitel zwei Kandidaten zum Bischof gewählt hatte, sei nur nebenbei erwähnt. Festung und Residenz als Fürstensitze wurden zwar nicht von den Bischöfen selbst gebaut, aber geplant, angeregt und in Auftrag gegeben. Und lag es nicht an der Stadtherrschaft der Fürstbischöfe, dass sich eine große Anzahl Klöster und Stifte in der Stadt ansiedelten, den gesamten Grundbesitz in der Stadt und den Weinbergen durch fromme Schenkungen erhielten und keine Steuern zahlten. Julius Echter verdankte die Stadt das Juliusspital, die um 1600 modernste medizinische Großeinrichtung in Deutschland und die Universität, die erstmals mit allen Fakultäten in einem schlossähnlichen Bau untergebracht wurde. Undenkbar ohne die kunstbegeisterten und ehrgeizigen Schönbornbischöfe ist das Würzburger Residenzschloss mit seinen Höhepunkten europäischer Kunst in Treppenhaus und Kaisersaal. Und das Ganze nur, um den Herrschaftsanspruch einer schon Mitte des 18. Jahrhunderts anachronistischen Herrschaftsform, des geistlichen Fürstentums zu demonstrieren. Dennoch sind Pracht und Aufwand letztlich nur der Tatsache zu verdanken, dass Würzburg einen Fürstenhof besaß und die Hauptstadt eines respektablen deutschen Kleinstaats war.

Sehr hübsch drückte das der Gartenkünstler Johann Prokop Mayer aus, als man ihm die Ausstattung des Hofgartens der Residenz vorwarf, anstatt einer billigeren Fassung im Stile des englischen Parkgartens: *Man hat mir bisweilen den Vorwurf gemacht, daß ich die Scene mit allzuhäufiger Pracht überladen und die Verzierungen ohne Noth verschwendet hätte. Allein, ich antworte ein vor allemahl, daß hier nicht die Rede von einer ländlichen Schäferin war, die ihren Schmuck in der nahen Wiese pflücken musste, sondern hier sollte eine stolze Schöne des Hofes mit aller Schminke, mit allem Putze vorgestellt werden, welche weder durch ihren Stand, noch durch einige Kleiderverordnung der Gebrauch des Goldes und Schmuckes untersagt war, sondern die in einem Pallaste ihres Fürsten würdigen Aufputzes erscheinen sollte; und welchem Pallaste denn? Einem der schönsten von Europa! (...)* (Massa, 33). Mayer wusste, was er der Ästhetik des Palastes und dem Stand des Mäzenaten schuldig war. Viele der Fürstbischöfe waren hochgebildete, kultivierte und künstlerisch aufgeschlossene Persönlichkeiten mit kühnen Projekten, ohne die unser schönes Würzburg vermutlich sehr viel weniger schön wäre.

Das verpflichtet auch noch im 20. und im 21. Jahrhundert. Fand das zerstörte Würzburg in Julius Döpfner nicht einen mutigen und jungen Bischof, der einen neuen Aufbruch auch in der modernen Kirchenarchitektur verankert wissen wollte. Und noch zu Beginn des 3. Jahrtausends setzt die katholische Kirche durch den Kunstreferenten Dr. Lenssen eigenwillige und interessante kulturelle Akzente. Wen wundert es, dass in Würzburg das jüngste florierende Museum das Museum am Dom ist. Die 30 ragenden Kirchtürme erzählen wirklich Wesentliches von der Geschichte der Stadt.

Das Lied von den Glocken

Akustisch prägt das Läuten der Kirchenglocken auch noch heute die Stadt. Samstags um 15.00 Uhr zwischen Dom und Neumünster ertönt das größte Geläut in Deutschland. Findet man dieses mächtige Geläut auch majestätisch, großartig, so wird das Glocken-

geläute besonders von Neubürgern und Besuchern als sehr störend empfunden. Altwürzburger haben sich schon daran gewöhnt. .

„Plötzlich rollten die Fuhrwerke unhörbar auf dem holprigen Pflaster, die Bürger gestikulierten, ihre Lippen bewegten sich – man hörte keinen Laut, Luft und Häuser zitterten, denn die dreißig Kirchturmglöckchen läuteten dröhnend zum Samstagsabendgottesdienst. Und aus allen heraus tönte gewaltig und weittragend die große Glocke des Domes, behauptete sich bis zuletzt.“ (Frank I, 7)

Mit dieser Kennzeichnung der Stadt Würzburg läutete Leonhard Frank 1914 seinen, wenn nicht vielleicht den besten Würzburgroman „Die Räuberbande“ ein. Das laute Raseln der Fuhrwerke auf den Pflastersteinen hört man nicht, nicht die eigene Stimmen, sogar die Häuser zittern – welches erschreckende Phänomen bringt eine Stadt und ihre Bewohner in solche Furcht – dann erst erfährt man die Ursache, nämlich das Läuten der Kirchenglocken. Sie, die Stimmen der katholischen Kirche, begraben quasi alles andere, was Frank als ein Gewaltverhältnis darstellt.

Kleist wird in einem Brief des Jahres 1800 noch wesentlich deutlicher *„Auch hier erinnert das Läuten der Glocken unaufhörlich an die katholische Religion, wie das Geklirr der Ketten den Gefangenen an seine Sklaverei. Mitten in einem geselligen Gespräche sinken bei dem Schall des Geläuts alle Knie, alle Häupter neigen, alle Hände falten sich.“ (zit. Jansen, 25)*

Auch die Geschichte der Unterdrückung wird von den ragenden Kirchtürmen und den beherrschenden Glocken symbolisiert. Nacheinander wirkte sich die uneingeschränkte und ein Jahrtausend währende Herrschaft der Bischöfe über Land und Leute für die Geschichte der bürgerlichen Freiheit aus. Die bürgerliche Freiheitsglocke läutete oft schwach und vergebens. Nicht, dass es im mittelalterlichen Würzburg an freiheitswilligen Bürgern gefehlt hätte. Am 12. November 1077 verfluchte der fromme Bischof Adalbero seine Stadt, weil diese ihn aussperrte und zum deutschen König Heinrich IV. hielt. Mehr als 300 Jahre später, 1397 fand der Sprecher der Würzbur-

ger Zünfte Fritz Schad bei König Wenzel, mit dem Beinamen „der Faule“, Unterstützung für den Freiheitskampf Würzburgs und der verbündeten Städte gegen Bischof Gerhard von Schwarzburg. Die Reichsfreiheit versprach der König und noch heute erinnert der Name des Festsaals im Rathaus an den Herrscher und sein gebrochenes Versprechen. Voller Hoffnung ließen die Würzburger Räte böhmische Adelswappen an die Saalwände malen. Umsonst, an einem bitterkalten Januar morgen des Jahres 1400 verloren viele Würzburger ihr Leben in der Schlacht bei Berghausen und die Stadt den Traum der städtischen Freiheit.

150 Jahre stetiger Niederlagen hatten das reiche Patriziat aus der Stadt getrieben, die Bevölkerung dezimiert. Seit dieser Zeit wurden die Bürger von einem mittelständischen Handwerker- und Kaufmannstum vertreten und das blieb so bis weit in das 19. Jahrhundert so. Selbstbewusstes Bürgertum und Bürgerlichkeit zählt man nicht gerade zu den Würzburger Tugenden, vermutlich zu Recht. Die exponiertesten Vertreter des Bürgertums in Würzburg Tilman Riemenschneider und Balthasar Neumann, waren keine gebürtigen Würzburger und hätten wohl kaum ihren künstlerischen und beruflichen Aufstieg ohne die Förderung kulturell feinsinniger Fürstbischöfe geschafft. Mit Riemenschneider verbindet sich immerhin noch die Rebellion des „gemeinen Mannes“, der Anschluss der Stadt Würzburg an die Bauernheere. Und hier spielte die Option des Bildschnitzers, altgedienten Ratsherrn und mehrmaligen Bürgermeisters Riemenschneider eine ausschlaggebende Rolle. Eindeutig allerdings lässt sich der Vorgang nicht mehr rekonstruieren, eine reichlich dubiose Rolle soll der Spielmann Hans Bermeter eingenommen haben, der Briefe zwischen den Bauernheeren und dem Stadtrat gefälscht haben soll und durch Falschnachrichten die Entscheidung des Rats und Riemenschneiders gegen den Fürstbischof manipulierte. Zweifellos war Riemenschneider Gegner der Vorrechte der Geistlichen, wie so fast alle Städte, die deswegen die Reformation in den Städten nicht nur aus Gewissensgründen durchführten, sondern auch zur Enteignung der Kirche. Sowohl

der Bauernkrieg als auch die Reformation schlugen in Würzburg fehl. Die Bauern wurden von den Landsknechten des Fürstenbundes 1525 bei Würzburg blutig geschlagen und eine blutige Justiz zeigte öffentlich in Stadt und Land, welche Folgen Aufrührertum nach sich zieht. Diese Lehre hielt dann bis 1848, der Revolution für die deutsche Einheit und Freiheit, in der die Gutgläubigkeit des Bürgertums von den deutschen Monarchen wenig freundlich belohnt wurde.

Der Verbreitung des evangelischen Glaubens bereitete Julius Echter ein Ende. Was hätte er auch anderes tun sollen, forderte doch die Lehre Luthers in ihrer Konsequenz die Aufhebung der geistlichen Hierarchie und Herrschaft, insbesondere der weltlichen Herrschaft von Geistlichen. Nein, Julius Echter, der Vertreter der Gegenreformation, erzwang zunächst mit staatlichen Mitteln das einheitliche katholische Bekenntnis seiner Untertanen, und sei es durch die Vertreibung der Protestanten. Im nächsten Schritt unterwarf er die Untertanen einer systematischen religiösen Volkserziehung, die sich heute noch in den Hunderten von Echter renovierten Kirchen mit den Echterhauben, den spitzen, spätgotischen Turmhelmen baulich ausdrückt. Die Universität sollte zur Begründung einer katholisch gefestigten Geistlichkeit und Beamtschaft dienen und auch die Sozialpolitik, die auch zum Juliusspital führte, sollte die katholische Herrschaft festigen. Die verhängnisvollen Konsequenzen der sich prinzipiell begreifenden Glaubenspolitik zeigten sich schließlich in den brennenden Scheiterhaufen 1617–1629, auf denen Frauen, Männer und Kinder, durch die Folter zum Geständnis getrieben, als Hexen und Zauberer hingerichtet wurden. 1627 wurde Würzburg zu einem Zentrum der Hexenverfolgung in Deutschland.

„Hier war der Herd der fränkischen Unruhen“

Man liest richtig, dies schrieb Karl Immermann 1837 in seiner *Fränkischen Reise* über Würzburg. Er traf am 20. September 1837 hier ein, als „die Wanderzüge der Touristen glücklicherweise schon vorbei“ waren. Das

trifft auch heute noch zu – dann gehört auch die Innenstadt wieder mehr den Würzburgern. Die Sehenswürdigkeiten beeindruckten ihn nicht so sehr: „Ebenso pomphaft ist der hohe, säulengetragene Kaisersaal...“, um so mehr jedoch die jüngsten historischen Ereignisse: „Hier war der Held der fränkischen Unruhen in den Jahren 1830 und 1831. Wenige Stunden von hier liegt Gaibach, wo die Constitutionssäule steht. An dieser predigte der Catilina von Würzburg, der Bürgermeister Behr, vor vielen tausend Menschen ... Das Ende vom Liede ist die Verurteilung Behrs zu 16jähriger Festungshaft geworden, die er jetzt abbüßt. (Poetisches Franken, 353)

War dies der wahre Würzburger Geist, ein Freiheitssinn gegen die Obrigkeit, den der wehrhafte liberale Bürgermeister bewies. Man zweifelt. Als Untertanen begriffen sich die Würzburger des 17. und 18. Jahrhunderts, sie entzogen sich allerdings gerne dem zu engen Zugriff ihres geistlichen Herrschers. 1704 im Haubenkrieg zu Würzburg fand sich kaum ein Ratsherr oder städtischer Bediensteter bereit, die Kleiderordnung des Fürstbischof Johann Philipp von Greiffenklau durchzusetzen. Verbot dieser Aristokrat den Würzburger Bürgersfrauen und Mägden doch teure und vornehme Stoffe für die Hauben und die Kleider, damit sie nicht unstandesgemäß vornehmer wirkten und sich ihre Ehemänner nicht finanziell übernehmen. Soll man sagen, dass die Würzburger Männer unter dem Pantoffel standen? Vielleicht, jedenfalls fand sich der bürgerliche Stadtrat nicht zuständig, die Hauben der Damen am Sonntagmorgen beim Kirchgang mit Gewalt beschlagnahmen zu lassen. Das Hin und Her fand ein Ende, als die Bortenwirker dem Bischof ihren Ruin wegen des Luxusverbots vor Augen führten, mit Erfolg, denn woher sollten dann Klerus und Adel ihre kostbaren Gewänder beziehen?

Solche alltägliche Resistenz zeigte der Stadtrat auch einige Jahrzehnte später, als es um die von Balthasar Neumann geplante Wasserleitung ging. Dass diese von Fürstbischof Friedrich Carl von Schönborn angeregte Einrichtung von der Stadt zu finanzieren war, hatte verhängnisvolle Folgen, denn entgegen dem Rat Neumanns entschieden sich

die Stadtväter für Holzrohre, nicht für Blei-
rohre. Nach einem Jahrzehnt faulten diese,
das Wasser floss nicht mehr, sondern sickerte
und sprang auch nicht mehr aus den neuen
Röhrenbrunnen. Als Neumann an die Repara-
tur zu schreiten hatte, fand er den entspre-
chenden Fond nicht vor, der aus den Zahlun-
gen der Neubürger zu finanzieren war. Neu-
mann allerdings recherchierte selbst, nicht
nur in den Akten, sondern auch bei den Bür-
gern und zwang einen zähneknirschenden
Stadtrat zur Zahlung der notwendigen Gelder.
Der energische und geniale Neumann konnte
in der damals immobilen Untertanengesell-
schaft nur durch die Förderung der Schön-
borns zum Stararchitekten aufsteigen.

Solche Alltagsresistenz gegenüber der kirch-
lichen und weltlichen Herrschaft ist durchaus
typisch für den bürgerlichen Untertanen, und
wir finden sie auch bei den Kleinbürgern
Leonhard Franks aus dem Mainviertel, die
ihr Überleben in ärmlichen und schwierigen
Verhältnissen durchaus mit sympathischer
Schläue organisieren. Im Großen rebellierte
der Untertan nicht, wie zu seinem großen
Leidwesen der aufrechte liberale Professor
und Bürgermeister Wilhelm Joseph Behr
erfahren musste. Er bestand bei seiner Ver-
haftung am 24. Januar 1833 darauf, von sei-
ner Wohnung in der Hofstraße quer durch die
Stadt in die Fronfeste, das Gefängnis, in der
Burkarderstraße zu Fuß geführt zu werden.
Vielleicht hoffte er auf Empörung, Kundgabe
öffentlichen Unwillens. Er sah sich allerdings
getäuscht, obwohl man ihn 1819 als oppo-
sitionellen Landtagsabgeordneten ebenso ge-
feiert hatte wie 1832 in Gaibach beim Verfas-
sungsfest, als er eine konstitutionelle Monar-
chie forderte. Die Mainfranken Sparkasse
verdanken wir ihm und er konnte die städti-
schen Finanzen, es herrschte immense Ver-
schuldung in Folge der langen Kriegszeitern,
festigen. Als jedoch der König Ludwig I. der
Stadt Würzburg seine landesväterliche Huld
entzog, das Appellationsgericht nach Aschaf-
fenburg verlegte, da wurde Behr von der
Mehrheit der Stadtbevollmächtigten aus sei-
nem Amt entlassen. Außerdem schickte man
dem bayerischen König eine Ergebenheitsa-
dresse. Das erregte kaum öffentliches Ärger-
nis, aber dass Lola Montez im August 1847

entgegen den geltenden Vorschriften ihr Hünd-
chen im Residenzgarten spazieren führen
wollte, den verhindernden Wachposten ohr-
feigte, das erregte mächtig die Gemüter.

Vergessen wir nicht, was Immermann über
den Charakter der Würzburger zu dieser Zeit
notierte: „*Der Charakter der Würzburger ist
ein sehr fröhlicher ... die Menschen sind sehr
frei, offen, von natürlicher Höflichkeit, ... des
abends sitzen alle Stände untereinander
vermischt ... sie sitzen wirklich der Opulenz
im Schoße.*“ (*Poetisches Franken*, 353) Ob
Immermann damit den Charakter der Würz-
burger treffend gekennzeichnet, oder sich von
einer besonderen Würzburger Gleichheit und
Freiheit, der der Würzburger im Weinbäck
oder beim Weinfest, anstecken ließ, lassen
wir gerne offen.

*„..... wo sich seit Generationen
nichts geändert hat“*

Kehren wir zurück zum Kirchturmblick
und zu Leonhard Franks zweitem Würzburg-
roman „Das Ochsenfurter Männerquartett“
von 1928:

*In Würzburg, wo der Main die Stadt durch-
fließend, seinen schönsten Bogen zieht, wo
die dreißig patinierten Kirchtürme stadtbe-
herrschend in den Himmel stoßen und ge-
nerationenlang sich nichts geändert hat, wo von
alters her der Sohn, wenn der Vater starb, die
Metzgerei übernahm und führte, bis auch er
starb, waren durch den Krieg und seine Fol-
gen Bankguthaben und Sparkassenbücher zu
Papier geworden. (Frank I,463)*

Man möchte aus dieser kleinen Textstelle
den prinzipiell konservativen Charakter Würz-
burgs auch als bayerischer Provinzstadt schlie-
ßen. Dem entspricht auch der Tenor des
Romans, denn die projektfreudigen, zukunfts-
orientierten Menschen verlassen die Stadt,
das lebensfähige Kleinbürgertum bleibt. Nicht
anders sah Frank wohl sein eigenes Leben,
denn erst nach längerer Zeit in München und
Berlin reifte Frank, der in Würzburg Grund-
schule und Handwerkerlehre absolviert hatte,
zum Schriftsteller. Auch Max Dauthendey,
den Poeten, zog es immer wieder in die Ferne
der Welt, in Berlin und Paris lebte er gerne,

doch dann musste er zurück in die Stadt der Kindheit und der Jugend. Aber entspricht diese Charakterisierung nicht doch einem Grundzug der Stadt, konservativ, provinziell, angenehm, aber auch etwas lau, ohne aufmüpfigen Bürgersinn, mitunter fränkisch dümpelnd?

Am 1. Juli 1855 leiteten Böllerschüsse dreitägige Feiern ein, die nur in zweiter Linie dem auch anwesenden bayerischen König galten, sondern vor allem dem ersten Eisenbahnzug. Dass der neue Bahnhof ausgerechnet gegenüber dem 1804 gegründeten Stadttheater lag, was Zufall, aber beide stellten sie typische Einrichtungen der bürgerlichen Ära Würzburgs dar. Nach dem Ende des Hochstifts und der Säkularisation waren viele geistliche Einrichtungen geschlossen worden. So konnte der Unternehmer Friedrich Koenig in den aufgelösten Kloster Unterzell seine Druckmaschinenfabrik begründen. In dem ehemaligen Damenstift von St. Anna richtete Graf von Soden 1804 sein neues Theater und gab dem bürgerlichen Würzburg nach der Auflösung des Fürstenhofs einen neuen gesellschaftlichen Mittelpunkt, wo sich Besitz- und Bildungsbürgertum, der Adel und die schöne Frauenwelt trafen. Noch allerdings behinderten die Festungsbastionen die Entwicklung der Stadt. Erst als die preußische Artillerie 1866 die Festung in Brand geschossen hatte, wurde die Festungseigenschaft aufgehoben.

Seit 1865 stand an der Spitze der Stadt ein ungewöhnlich junger Bürgermeister Georg Zürn. Obwohl noch Schulden auf dem städtischen Haushalt lasteten, kaufte er für 132 000 Gulden das gesamte Gebiet der rechtsmainischen Befestigungen auf. Die Mauern wurden zunächst durchbrochen, schließlich niedergelegt und der renommierte schwedische Gartenkünstler Jens Person Lindahl mit der Landschaftsgestaltung betruet. Sein weitreichendes Konzept, eine Erlebnislandschaft mit kleinen Seen, Hügeln, offenen Wiesen und Baum- und Buschgruppen fand zwar die Zustimmung von Bürgermeister und Stadtverwaltung. Die Bürger allerdings wurden nicht informiert. Bevölkerung und Presse erregten sich über die Kosten von Erdbewegungen, Anpflanzungen, aber auch admini-

strative Fehler Lindahls. Immerhin, der Verschönerungsverein und Bürgermeister Zürn stärkten Lindahl noch den Rücken, doch 1884 starb Zürn. Drei Jahre hielt Lindahl noch Stand, dann setzte er seinem Leben in einem Klohäuschen nahe dem Universitätsbau am Sanderring ein Ende. Man möchte in dem Scheitern Lindahls fast ein Symbol sehen und denkt an das Werk Prokop Mayers, der von seinem fürstlichen Mäzen Adam Friedrich von Seinsheim unbedingte Unterstützung fand. Oder wir erinnern an das Wirken des jungen Architekten Peter Feile, der Ende der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts in stadtferner Berglage am Lerchenhain eine Mustersiedlung im Bauhaus-Stil plante, aus der leider nichts wurde.

Doch wandern wir mit Josef Hofmiller 1928 durch die Straßen des bürgerlichen Würzburg: „Aber wenn wir plötzlich Straßenschilder lesen mit dem Namen Virchows oder Koellikers, so erinnern wir uns, daß sich Würzburgs medizinische Fakultät von je eines hervorragenden Rufs erfreute, und wenn wir gar ‚Röntgen-Ring‘ lesen, so kommt uns erst zum Bewußtsein, daß hier in Würzburg im Dezember 1895 eine der gewaltigsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen aller Zeiten gemacht wurde ... Und jetzt erinnern wir uns auch, daß es auch ein Würzburger war, Friedrich König, der 1810 die Schnellpresse erfand.“ (zit. Jansen, 154) Die Universität gehört auch heute noch zu den Innovatoren unserer Stadt.

„Würzburg – eine zerhackte Ruine und ein Denkmal der Naziherrschaft“

Bis 1928 hatte sich eine bürgerliche Stadtgesellschaft entwickelt, die allerdings stark in verschiedene Milieus unterteilt war, die voneinander getrennt waren Dazu gehörten verschiedene katholische Milieus, aber auch die sozialdemokratische Arbeiterschaft, das Bildungsbürgertum oder auch die jüdische Gemeinde. Der relativ friedliche Übergang von der Kriegsdiktatur des kaiserlichen Deutschland in die demokratische Republik verdankte sich einem Zusammenwirken des Bürgermeisters Grieser, des Repräsentanten des demokratischen und katholischen Bürgertums,

mit dem SPD-Führer, dem jüdischen Buchhändler Felix Freudenberger, der nicht nur Würzburger Bürgermeister wurde, sondern auch die Stadt im bayerischen Landtag vertrat. Diese Zusammenarbeit hielt auch im April 1919, als von der neu gegründeten KPD in Würzburg eine Räterepublik ausgerufen wurde, gegen die sich im Freikorps Würzburg alle politischen Kräfte von weit Rechts bis Mitte Links sammelten. Es marschierte zwar nach München, griff aber nicht in die blutigen Kämpfe ein. Oberbürgermeister Löffler wahrte bis 1933 einen demokratischen Kurs des Ausgleichs und der Distanz zum anschwellenden Nationalsozialismus. Im Herbst 1930, nach dem Erdrutschsieg bei den Septemberwahlen, organisierten die Nazis eine Massendemonstration gegen das Gastspiel des jüdische Theaterensembles „Habima“ und versuchten die Aufführung zu sprengen. Nach der Vorstellung verprügelten junge Nazis die heimkehrenden Theaterbesucher in den nächtlichen Gassen. Im Prozess vor dem Würzburger Amtsgericht wurden die positiven nationalen Motive der Angeklagten ausdrücklich anerkannt und unverschämt milde Urteile gefällt. Bei der wachsenden Sympathie breiter Kreise für die NSDAP blieben aufrechte Demokraten wie Löffler jedoch bald in der Minderheit. In der Phase der Gleichschaltung weigerte er sich, die Hakenkreuzfahne zu hissen. In der zerstörten Stadt leitete er nach 1945 nochmals als Oberbürgermeister eine demokratische Kommunalentwicklung und den Wiederaufbau ein.

1947 lebte Leonhard Frank in New York, erfuhr von der Zerstörung Würzburgs. Der Untergang des alten Würzburgs traf den Emigranten, den die Nazis aus seiner Heimat, dem Land seiner Sprache und seiner Dichtung vertrieben hatten, zutiefst:

„Der Schlag traf ihn mitten ins Gefühl und erschlug sein Gefühl. Er war innerlich taub. Sein Schmerz war substanzlos, gleich dem eines Menschen, der den Schmerz im amputierten Arm noch spürt. Ein gefühlsgeladener Teil seines Lebens war für immer wegewischt.“ (Frank III, 665).

Frank platzierte seinen Roman „Die Jünger Jesu“, der die problematische Entwicklung im

postnazistischen Deutschland und die Judenverfolgung thematisierte, in Würzburg. Der Roman fand wenig Anklang:

„Das SS-Kommando hatte die Forderung des amerikanischen Generals, die Stadt kampfflos zu übergeben, abgelehnt und gegen den Willen der machtlosen Einwohnerschaft den Widerstandsbefehl erlassen, obwohl nichts mehr zu ändern gewesen war. Würzburg am Main, die Stadt des Weines und der Fische, der Kirchen, gotisch und barock, wo jedes zweite Haus ein unersetzliches Kunstdenkmal war, wurde nach dreizehnhundertjährigem Bestehen in fünfundzwanzig Minuten zerstört. Den folgenden Morgen floß der Main, in dem sich die schönste Stadt des Landes gespiegelt hatte, langsam und gelassen durch Schutt und Asche hinaus in die Zeit. (...) Über dem ganzen Tal schien ein Seidentepich zu liegen – grün in grün geknüpfte Rebhügel, Wald und Obstbaumfelder, und das bogenreiche blaue Band, an dessen Ufer Würzburg gewesen war, das jetzt eine zerhackte Ruine ist, ein Denkmal der Naziherrschaft.“ (Frank II, 429 f.).

Man weiss, dass Frank nicht die geschichtliche Wirklichkeit des 16. März 1945 getroffen hat. Eine Bomberflotte der Royal Air Force zerstörte ohne militärische Notwendigkeit kurz vor Kriegsende Würzburg fast vollständig, die Stadt war das Grab am Main, die 5000 Tote unter sich begrub. Deutlicher kann man die Brutalität und Sinnlosigkeit totaler Kriegsführung nicht zeigen. Dennoch enthält Franks Romanbeginn einen gültigen Zusammenhang, dass die Naziherrschaft die Zerstörung deutscher Städte verursacht hat. Frank verdeutlicht nicht nur, dass diese Zerstörung den nachhaltigsten Bruch in der Geschichte der Stadt darstellte, sondern dass die Menschen der Stadt, die Opfer des Angriffs, „machtlos“ waren.

Leonhard Frank hat in diesem Roman auch das öffentliche Lynchen eines jüdischen Ehepaars auf dem Marktplatz Würzburgs als Beispiel der Verfolgung und Ermordung der Juden dargestellt. Auch dies hat man Frank als unrealistisch und übertrieben vorgeworfen. Als literarisches Symbol behält die Szene ihre Gültigkeit und steht dafür, dass alle Men-

schen in Deutschland und Würzburg sehen konnten, wie die deutschen Juden schrittweise aus dem öffentlichen und privaten Leben ausgegrenzt wurden, ihre Geschäfte verloren und schließlich aus der Stadt in Kolonnen zogen, in die Züge zur Verschleppung in den Tod.

Jehuda Amichai, der 1924 in Würzburg geborene Poet Israels, ließ in seinem Roman „Nicht von hier, nicht von jetzt“, seinen Helden Joel in die Geburtsstadt „Weinburg“ zur Zeit des Wiederaufbaus zurückkehren. Ausschlaggebend ist ein Traum von der Stadt der Kindheit vor der Emigration Mitte der dreißiger Jahre. *„Ich erwachte mit einem schneidend-scharfen Sehnsuchtschmerz im Innern, wollte plötzlich wieder in meiner Kindheit und in meiner Geburtsstadt Weinburg sein...“* (Amichai, 15). Er macht folgende Erfahrung: *„Ich ging an Menschen vorbei, die mich nur deshalb um Verzeihung baten, weil sie mir im Wege gestanden, sonst aber nichts Böses getan hatten. Die Weinburger sind höfliche Leute. Hätte mein Vater uns nicht Anfang der dreißiger Jahre aus dieser Stadt herausgeholt, hätten diese höflichen Leute uns in die Krematorien geschickt.“* (Amichai, 214). Diese höflichen Leute war imstande, den Holocaust zuzulassen und mit durchzuführen.

„Eine alte junge Stadt“ (Karl Hochmuth)

Auch das gehört zur Geschichte unserer Stadt, und wir in dieser Stadt haben die besondere Chance, die Aufklärung darüber wach zu halten, denn in Würzburg sind die Dokumente über Verfolgung und Verschleppung erhalten. Es zählt zu den positiven Seiten des jungen Würzburg nach der Zerstörung, dass es die Verbrechen und negativen Seiten des alten Würzburg nicht mehr verleugnet, sondern in der genauen Erinnerung an die Vergangenheit seine eigene demokratische und moderne Gegenwart erkennen kann.

Die fast sechs Jahrzehnte nach dem Untergang des alten Würzburg haben nicht zu einer rein kulissenhaften Rekonstruktion der zerstörten Stadt geführt, sondern eine neue Stadt

entstehen lassen – mit sehr vielen Grundlagen der alten, aber auch mit einem neuen Gesicht, leider auch teilweise langweiliger Architektur. Dennoch, Würzburg ist eine junge Stadt, auch wenn die Erinnerung an das Alte, Verlorene aufrecht erhalten wird. Wenige vergleichbare Großstädte weisen so viel junges Leben auf, was wir auch einer großen Universität mit fortschrittlichen und anerkannten Fachrichtungen verdanken. Neben der traditionellen fränkischen Lebensart, der unfreiwilligen Lust zur Provinzposse hat sich in dieser Stadt ein pluralistischer, demokratischer Grundzug verankert, der sich mitunter etwas verhalten äußert, aber alle Gruppierungen der Stadt selbstverständlich ist.

Natürlich, Würzburg ist katholisch, man merkt es nicht nur an den Kirchtürmen und am Museum am Dom, sondern auch an der fast mittelalterlichen Verteilung des Grundbesitzes in der City, aber auch die katholische Kirche trägt zum unverwechselbaren vielfältigen Leben der Stadt bei. Bürgersinn und Bürgerinitiative sind in den letzten Jahren leider immer mehr zu defensiven Aktionen aufgerufen, um wichtige kommunale Einrichtungen zu retten oder erst zu ermöglichen, aber die breite Unterstützung des Mainfranken-theaters, des Kulturspeichers und des neuen Museums am Dom verdeutlichen das Bürgerengagement, das Würzburg mehr denn nötig hat.

Die ganze Geschichte der Stadt anzunehmen und zu berücksichtigen, wäre meines Erachtens die größere Chance für ein städtisches Jubiläumsjahr – nicht so sehr die Ausrichtung einer Feier. Es zeichnet sich an vielfältigen Aktivitäten ab, dass viele Bürgerinnen und Bürger sich mit ihrer Stadt identifizieren, auch wenn das Programm sich eher wie eine Sammlung von allen möglichen und auch unpassenden Angeboten liest. Mit Riemenschneider wurde ein zugkräftiger Künstler für eine attraktive Ausstellung gewählt, die viele Touristen anzieht. Riemenschneider kann als hervorragender Schöpfer religiöser Kunst und freiheitsliebender Bürger durchaus die verschiedenen positiven Traditionen der Stadt vereinen, er ist aber auch Opfer von Repression und Gewalt. Somit konzentriert

sich in dieser Gestalt die Geschichte Würzburgs relativ sinnvoll. Obendrein ist er kein gebürtiger Würzburger und zeigt, dass diese Stadt der Offenheit nach außen bedarf.

Neben dem Fest steht in Würzburg 2004 auch die Erhaltung der kommunalen Selbstverwaltung und die Zukunftsentwicklung der Stadt an. Die finanziellen Belastungen der Stadt Würzburg sind früheren Entscheidungen der Stadtverwaltung geschuldet, als man in den fetten Jahren die Stadt ausgestaltet und ausgebaut hat. Die momentane Zuspitzung trifft unsere Stadt im Jubiläumsjahr und wider Willen bekommt Würzburg eine kommunale Vorreiterrolle, die es sich so vermutlich gar nicht wünschen konnte. Seit Jahrzehnten werden städtische Leistungen mit schmerzhaften Folgen und auch schlechter Vermittlung herunter gefahren. 2004, bei der Frage, ob aus Würzburg „Kürzburg“ werden muss, geht es um die Substanz einer vielfältigen, zivilen Bürgerkultur, die in ihrem gewachsenen und erkämpften Niveau auch für die nächsten Jahrzehnte und Generationen gerettet werden muss. Es bedarf einer kommunalen Politik nach dem Vorbild eines Josef Wilhelm Behr, die mutig und offen für die Freiheit dieser Stadt und ihrer gewachsenen Vielfalt eintritt. Städte verlieren heute ihre Eigenheit, nachvollziehbar am Niedergang der traditionellen einheimischen Geschäftswelt, verdrängt von Kettenläden und Billigshops mit dem globalen Einheitsmischmasch. Spart sich Würzburg kaputt, geht eine bürgerliche Zivilkultur verloren, die in sechs Jahrzehnten entstand, facettenreich, provinziell und mit bunten avantgardistischen Farbtupfern, aber wert, bestehen zu bleiben. Nicht die Highlights machen unsere Stadt liebens- und lebenswert, sondern der Alltag für die Bürgerinnen und Bürger. So wichtig uns die Touristen sind, sie bleiben nicht in Würzburg. Deswegen haben

wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts den Kampf gegen die städtische Rückentwicklung zu bestehen. Riemenschneider und Wilhelm Joseph Behr hatten in entscheidenden Momenten den Mut zu einem großen Ja zu Würzburg und zu einem Nein zu unangebrachten Zumutungen.

Dann gilt vielleicht das Resümee Hofmilers von 1928 auch zukünftig: *Würzburg ist fröhlich. Es gehört zu jenen Städten, deren bloßer Name die Vorstellung strahlender Heiterkeit erweckt und das Herz rascher schlagen läßt ... Würzburg ist eine anheimelnde Stadt, in der man sich merkwürdig rasch zu Hause fühlt ... Es besitzt keine Fontana di Trevi wie Rom, in die Scheidende, um sich der Wiederkehr zu versichern, seine Kupfermünze wirft, aber es braucht sie nicht: wer einmal in Würzburg war, kommt von selbst immer wieder.*“ (zit. Jansen, 156)

Hoffentlich.

Literatur:

- Jehuda Amichai: Nicht von jetzt, nicht von hier. München/Zürich, 1992.
- Wolfgang Buhl (Hrg.): Poetisches Franken. Würzburg 1971.
- Leonhard Frank: Ausgewählte Werke in vier Bänden. Berlin 1991.
- Stefan Janson (Hrg.): Würzburg. Literarische Reisewege. Frankfurt/M., Leipzig 1999.
- Alice E. Massa in: Gärten und Grünanlagen in Würzburg. Würzburg 1990.
- Passion Minor, in: Kilian, aller Franken Patron. Katalog. München/Würzburg 1989.
- Bruno Rottenbach (Hrg.): Geliebte Stadt am Main. Acht Jahrhunderte preisen Würzburg. Würzburg 1977.

Rudolf Virchow – berühmtester Würzburger Mediziner des 19. Jahrhunderts

Der berühmte Pathologe Rudolf Virchow lebte und arbeitete in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Würzburg. Da er an der Würzburger Alma mater wirkte und damals die medizinische Fakultät maßgeblich prägte, ist zunächst auf die mitunter bewegte Geschichte der Würzburger Hochschule und ihrer heilkundlichen Fakultät, daneben aber auch auf die Historie der Würzburger Medizin einzugehen.

Bereits im Mittelalter gab es in Würzburg ein reges medizinisches Wirken, eine heilkundliche Kultur: Hinzuweisen ist auf ein Rezept aus dem Jahre 800, das die Mönche des Spitals am Würzburger Sankt Kiliansdom aus Aachen übersandt bekamen. Es handelt sich um eine Vorschrift zur Herstellung eines Fieberheilmittels aus 67 Ingredienzen.

Hinzuweisen ist des weiteren auf die Würzburger Spitäler: Die gerade erwähnte Pflegestätte an der Domkirche beherbergte kranke und gebrechliche Pilger und war eine Heimstätte für leidende und alte Einheimische. Zu Beginn der Kreuzzüge nach Palästina wurde in Würzburg das Sankt Oswaldspital zur Pflege kranker Kreuzfahrer gegründet. Ein weiteres Spital, das 1088 von Bischof Eginhard gestiftet worden war, wurde 1097 errichtet. Im Jahre 1140 entstand in der Nähe des Domes, wo sich heute der Kürschnerhof befindet, das Dietrichspital, ein anderes wurde im Hauger Viertel gegründet.

Um das Jahr 1260 kam der später weithin bekannte Wundarzt und Praktiker Ortolf in die Würzburger Gegend. Ortolf sollte durch sein 1280 erschienenes allgemeinmedizinisches Lehrbuch überregionale Wirkung erzielen und somit in die Annalen der Medizingeschichtsschreibung eingehen.

Gegen Ende des Mittelalters, im 15. Jahrhundert, kam es zu einem Niedergang der Würzburger Medizin. Die Gründung der ersten Würzburger Universität 1402 unter

Bischof Johann von Egloffstein hatte paradoxerweise keinen Aufschwung der hiesigen Medizin zur Folge, sondern markierte den Beginn der Stagnation. Die Hochschule, deren Ausstattung recht dürftig war, hatte kaum zehn Jahre bestanden, als ihr dritter Rektor, Johann Zantfurt, Stiftsherr bei Neumünster, von seinem Diener meuchlings erschlagen wurde. Diese heimtückische Tat bedeutete den Untergang der Universität.

Auch im folgenden Jahrhundert, als 1582 Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn die Julius-Universität gründete, konnte die hiesige Hochschulmedizin keine überregionale Wirkung erzielen. Die medizinische Fakultät, der vier Professoren zugestanden worden waren, nahm ihre volle Unterrichtstätigkeit erst elf Jahre später – also 1593 – auf, wobei die wissenschaftlichen und praktischmedizinischen Leistungen der ersten Ordinarien als recht dürftig einzuschätzen sind.

Die eigentliche für die Heilkunde bedeutende Pioniertat im 16. Jahrhundert war 1576 die Gründung des Juliusspitals und die auf Julius Echter zurückgehende funktionale Verklammerung von medizinischer Fakultät und Krankenhaus: Ein Professor für innere Medizin an der hiesigen Fakultät war in der Folgezeit zugleich auch immer Arzt am Juliusspital, das so zum akademischen Krankenhaus avancierte. Das Juliusspital wurde zum bedeutendsten Attribut der medizinischen Fakultät, eine Einheit, die – nicht ohne heftige Konflikte – bis 1921 bestehenbleiben sollte.

Ab dem Beginn des 17. Jahrhunderts beschleunigte sich die Talfahrt der Würzburger Heilkunde in bislang unbekanntem Ausmaß, die medizinische Fakultät erlebte damals einen beispiellosen Niedergang, der – auch auf Grund der Wirren des Dreißigjährigen Krieges – das ganze Jahrhundert über dauern sollte.

Die Würzburger medizinische Fakultät mit ihren vier bzw. fünf Professoren stand wäh-